

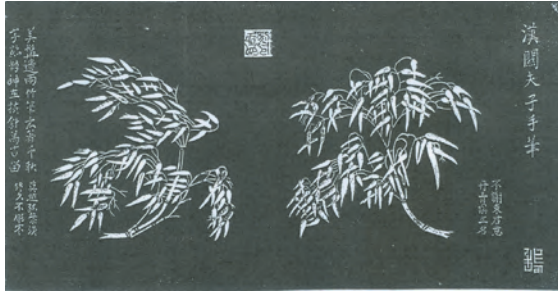
Hamburger

China-Notizen

— Von einem nächtlichen Schreibtisch —

NF 973

20. Dezember 2014



Seltsamer Bambus III

Manchmal liegt das Gute noch näher, als meine entsprechende Redewendung sagt. So entdeckte der Berichterstatter unter seinen Abreibungen auch eine bisher übersehene wieder: die oben abgebildete. Bei der besagt die Beischrift klar und deutlich: „Aus dem Pinsel in der Hand von Meister Kuan aus der Han-Zeit.“

Indes, Sinologen haben gelernt, nicht allem Überlieferten vorbehaltlos zu glauben. Auch sonst scheinen literarische Überlieferungen zu besagen, Kuan Yü habe sich auf das Malen von Bambus verstanden. Das ist ganz und gar unwahrscheinlich, denn zu seinen Lebzeiten gab es die Kunstform der Bambusmalerei offensichtlich noch nicht. Möglicherweise haben Beter in den ihm gewidmeten Schreinen sich das ausgedacht, weil die Symbolik des Bambus in manchen Zügen zu den volkstümlichen Überlieferungen über Kuan Yü paßt: Das Grün seiner Blätter übersteht auch winterliche Kälte und Frost, mit der Biegsamkeit seines Stammes trotz er jedem Sturm, ohne zu brechen und die Hohlheit seines Stammes erinnert an die „Leere“ in buddhistischen und taoistischen Meditationen. Als ein chün-tzu, „Edler“, das Leitbild der konfuzianischen Lehrtradition, gilt der Bambus ebenfalls. Da liegt nahe, einen dann auch noch Vergöttlichten mit dem Malen von Bambus zusammenzubringen.

Dann jedoch ist die Schlußfolgerung nahezu zwangsläufig, Kuan Yü habe auch die vier Verse des „Bambusgedichts“ formuliert, nicht jemand anders zu einem Lobpreis. Eine Entscheidung über diese beiden Möglichkeiten ist allerdings notwendig, bevor ich die Übersetzung dieses kurzen Gedichts mit seinen bloß zwanzig Zeichen/Wörtern versuchen kann.

Die Verständnisprobleme bei diesem Gedicht beginnen schon im ersten Vers, der in heutiger Aussprache lautet: pu hsieh tung-chün i. Das sind fünf Schriftzeichen, deren Bedeutung folgendermaßen aussieht: „nicht danken östlicher Fürst Absicht.“

Meistens bildet ein Vers einen Satz, der aus Subjekt, Prädikat und Objekt besteht – die in dieser Reihenfolge erscheinen.

Häufig und wie hier fehlt am Anfang das Subjekt und ist zu ergänzen. Üblicherweise ist eine Ergänzung von „ich“ angebracht, hier erschie- ne das dann als ein Gedicht von Kuan Yü. Auch „er“ ließe sich ergänzen, wodurch das dann ein Gedicht über ihn würde. Hier fiel die Entscheidung vielleicht noch leicht, doch was ist mit dem östlichen Fürsten bzw. Herrn, der in dem Vers noch begegnet?

Ein weitverbreitetes chinesisch-sprachiges Lexikon zum Literarischen Chinesisch gibt für dieses tung-chün fünf Bedeutungen an, darunter die, das sei die Bezeichnung einer Sonnengottheit, auch die eines Frühlingsgottes. Keine von diesen Bedeutungen paßt zu Kuan Yü, sei dieser nun Verfasser oder Thema dieses Verses und Gedichts. Jetzt ließe sich noch eine ganze Weile über dieses Gedicht, aber davor ist ratsam, das zu tun, was in der Wissenschaft ebenfalls ein Gebot der Sorgfalt ist: die Umsicht, ob sich schon jemand mit diesem Gedicht beschäftigt hat. Das liegt sogar nahe! Vor ungefähr zwanzig Jahren hat sich ein Nachwuchssinologe namens G. Diesinger in seiner Doktorarbeit mit der Deifizierung des Haudogens Kuan Yü befaßt. Da dieser leider früh gestorbene G. Diesinger ein sorgfältiger und einfallreicher Wissenschaftler war und sich überdies auch für Kunst interessierte, könnte er sich bereits mit dieser Darstellung und dem Gedicht auseinandergesetzt haben, und ihm zu Ehren sollte das dann gewürdigt werden. .

Aber wie das immer so ist: Ein dringend benötigtes Buch ist gerade dann nicht in der nächstliegenden Bibliothek, der des AAI, aufzutreiben. So kann erst in der nächsten Folge dieser Notizen, die um den 20. Januar ins Netz gehen soll, über den Fortgang dieser Ermittlungen berichtet werden. Wissenschaft ist nun einmal mühsam.